

Die Tiv	Andere Negerstämme
Ungleichmäßige Dynamik	Gleichmäßige Dynamik
Nicht maskiert	Nicht maskiert
Komplizierte Rhythmik	Komplizierte Rhythmik
Großer Ambitus	Kleiner Ambitus
Schnell und langsam	Schnell
Gleichbleibendes Tempo	Gleichbleibendes Tempo
Rauh	Weich
Quäkend	Dunkel
Glissandoartiges Anschleifen der Töne	Glissandoartiges Anschleifen der Töne

Im Vorhergehenden haben wir die Musik der Tiv über Melodik, Strophenbau, Leitern, Rhythmik, Metrik, Vortragsstil und Vortragsform verfolgt, und ich hoffe, daß es gelungen ist, dem Leser einen Einblick in den strukturellen Aufbau zu bieten, soweit dies ohne das verlebendigende Moment des Hörens der Musik und ohne den visuellen Eindruck des Notenbildes überhaupt möglich sein kann.

Die Stellung der Musik im Leben der Tiv näher zu beleuchten und eine systematische Darstellung des Instrumentariums dieses Stammes zu geben, muß einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben.

## BERICHTE UND KLEINE BEITRÄGE

### DIE MUSIKWISSENSCHAFTLICHE TAGUNG DER GESELLSCHAFT FÜR MUSIKFORSCHUNG

VOM 26. BIS 28. MAI 1948 IN ROTHENBURG OB DER TAUBER  
VON HELMUTH OSTHOFF

Wurde auf der Göttinger Konferenz von 1947 die traurige Bilanz dessen gezogen, was der deutschen Musikwissenschaft nach dem Zusammenbruch an Kräften und Möglichkeiten verblieben war, so bedeutete die Rothenburger Tagung, wie Friedrich Blume treffend sagte, die „erste Leistungsschau der deutschen Musikwissenschaft nach dem Kriege“. Man darf sogar sagen: nach den Jahren nationalsozialistischer Herrschaft überhaupt. Denn eine wirkliche Freiheit der Wissenschaft hat es in Deutschland seit 1933 nicht mehr gegeben, und wissenschaftliche Kongresse der Art, wie wir sie früher in unserem Fach erlebt haben, waren daher auch 12 Jahre lang nicht möglich. Schmerzlich wurde freilich auch in Rothenburg noch die Isolierung der deutschen Musikwissenschaft gegenüber dem Ausland offenbar, aber tröstlich wirkten in dieser Hinsicht Mitteilungen des Präsidenten der Gesellschaft, über die weiter unten berichtet sei. Die Beteiligung aus allen vier Zonen war erstaunlich groß und ergab ein repräsentativ zu nennendes Bild der in der gegenwärtigen deutschen Musikwissenschaft wirkenden Kräfte. Über 200 Teilnehmer wurden offiziell gezählt; 170 verspätete Anmeldungen konnten nicht berücksichtigt werden. Die Unterbringung so vieler Personen war schwierig und konnte nur mit

Mühe bewältigt werden. Die Wahl dürfte auf Rothenburg gefallen sein, weil es sich zu einer Kongreßstadt par excellence entwickelt hat und den Vorteil einer zentralen Lage besitzt. Rothenburg, noch heute trotz beträchtlicher Zerstörungen das eindrucksvolle Denkmal einer spätmittelalterlichen Stadt, musikgeschichtlich dagegen ohne besondere Fakten, hatte alles getan, um seinen Gästen einen angenehmen Aufenthalt zu bieten und die Durchführung der zahlreichen Veranstaltungen zu erleichtern. Nachdem am Vortage bereits Sitzungen des Vorstands und Beirats sowie ein Begrüßungsabend stattgefunden hatten, eröffnete der Präsident der GfM Professor Dr. Friedrich Blume (Kiel) am 26. Mai die Mitgliederversammlung und entbot der Stadt Rothenburg, der Landesregierung und allen beteiligten Behörden den Dank der Gesellschaft. Verkehrsdirektor Reichsbahnrat Strebe erwiderte in Vertretung des Oberbürgermeisters der Stadt Rothenburg. Prof. Dr. K. G. Fellerer überbrachte die Grüße des Bayrischen Kultusministeriums. Der Präsident gedachte der im abgelaufenen Geschäftsjahr verstorbenen Ehrenmitglieder Johannes Wolf und Max Seiffert. Anschließend berichtete er über den organisatorischen Aufbau der Gesellschaft, die jetzt 520 Mitglieder (darunter 50 Firmen und angeschlossene Verbände) zählt, über die wissenschaftlichen Planungen und die Frage der Auslandsbeziehungen. Er machte die erfreuliche Mitteilung, daß die deutsche Musikforschung zum erstenmal seit dem Kriege an einer Veranstaltung der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft und zwar in Basel beteiligt worden sei und daß zunächst er selbst und bei Erweiterung des Vorstandes auch Prof. Dr. W. Gurlitt in den Vorstand gewählt worden seien. Über die Möglichkeit zum Eintritt in die IGMW würden in der Zeitschrift „Die Musikforschung“ jeweils Mitteilungen erfolgen. Bei den fälligen Wahlen entsandte die Gesellschaft Prof. Dr. W. Gerstenberg (Rostock) in den Beirat, Prof. Dr. W. Kahl (Köln), Prof. Dr. H. Osthoff (Frankfurt a. M.) und Prof. Dr. H. Zenck (Freiburg i. Br.) in den Publikationsausschuß. Der Haushalt 1947 und der Haushaltsplan 1948 wurden genehmigt. Eine zwischen der Gesellschaft, den Instituten in Kiel und Regensburg sowie verschiedenen Verlagen getroffene Vereinbarung über die Fortführung der Denkmäler-Ausgaben (Vertrauensmann für die Koordinierung: Prof. Dr. W. Vetter) wurde der Versammlung zur Kenntnis gebracht. Der Präsident teilte mit, daß für 1949 nur eine kleinere Tagung vorgesehen sei, die nächste große Tagung dagegen 1950 in Berlin stattfinden solle. Erwähnt sei noch, daß die Kommission für Auslandsfragen und der Publikationsausschuß unter Vorsitz des Präsidenten tagten, während die Kommission für Schulmusik unter Leitung von Prof. Dr. H. Engel (Marburg) eine Sitzung abhielt, auf der die Abhaltung einer Konferenz über aktuelle Fragen der Schulmusik als erwünscht bezeichnet wurde.

Im Hinblick auf die wissenschaftliche Organisation der Tagung — durch den Vizepräsidenten Prof. Dr. W. Vetter (Berlin) — erwies es sich als ein glücklicher Gedanke, außerhalb der Sektionssitzungen größere Vorträge einzulegen, deren Besuch allen Teilnehmern möglich war. In einem öffentlichen Vortrag ohne Diskussion sprach vor einem sehr starken Auditorium im Rothenburger Rathaus Prof. Dr. Walther Vetter über „Ost und West in der Musikgeschichte“. Nach grundsätz-

lichen Ausführungen über die Perspektive des Themas und die sich hierbei aufdrängenden Fragenkomplexe gab der Vortragende eine weit gezogene Übersicht über den Stand der Forschung. Er wies auf die Bedeutung der morgenländischen Musik für die Entwicklung der europäischen Musikkultur hin und hob in diesem Zusammenhang die Forschungen von Egon Wellesz hervor. Im weiteren ging Vetter auf E. M. von Hornbostels Thesen über die Zusammenhänge von morgenländischer und altgriechischer Musik ein, betonte den Einfluß Ägyptens und verwies bezüglich des Fortlebens antiker Traditionen im arabischen Kulturkreis auf die von Robert Lachmann publizierte tunesische „Weise vom Löwen“ als späten Nachklang des pythischen Nomos. In bezug auf das Verhältnis von frühbyzantinischem und ambrosianisch-gregorianischem Gesang bezeichnete Vetter die Kirche von Jerusalem als gemeinsame Quelle. Abschließend sprach Vetter noch über die byzantinischen Wurzeln der russischen Musik und die Berührung der westeuropäischen Kunstmusik mit der russischen Volksmusik. — Prof. Dr. Josef Schmidt-Görg (Bonn) berichtete über „Die Skizzen zu Beethovens Missa solemnis“. Nach einleitenden Ausführungen über den Umfang der erhaltenen Beethoven-Skizzen (ca. 5000 Seiten) und einer Kritik an Nottebohms Publikationen sprach sich der Vortragende mit Nachdruck für die Veröffentlichung geschlossener Skizzenbücher aus, wobei er die Verbindung von Faksimile und Übertragung als Ideal, die Übertragung allein als zweitbesten Weg bezeichnete. Im Mittelpunkt des Vortrags standen detaillierte Erläuterungen der Skizzen zur „Missa solemnis“, die sich weit verstreut in öffentlichem und privatem Besitz (Berlin, Wien, Bonn, Schweiz) erhalten haben. Auch in diesem Falle trat die Bedeutung musikalischer Entwürfe für die Ermittlung der äußeren Werkgeschichte in Erscheinung. Andererseits wurde aber auch die Grenze deutlich, welche dem Wert der Skizzen für die innere Erkenntnis des musikalischen Kunstwerks gezogen ist. — In dem zweiten nichtöffentlichen Vortrag sprach Dozentin Dr. Anna Amalie Albert (Kiel) über „Das Nachleben des Minnesangs im liturgischen Spiel“. Die Vortragende knüpfte bei ihren Untersuchungen der Bordesholmer Marienklage an, charakterisierte die hier vorliegende Mischung von Sequenzmelodik und freiem Melodiengut und führte dann den konkreten Nachweis für die Übernahme von zwei berühmten Weisen des Minnesangs, nämlich der Tagweise „O starker Gott“ des Grafen Peter von Arberg und der Kreuzfahrerweise Walters von der Vogelweide. Damit sind zum erstenmal Spuren des Minnesangs in der Musik der geistlichen Spiele aufgewiesen worden. Für die Sektionssitzungen konnte aus zeitlichen Gründen leider kein Stundenplan aufgestellt werden, der den Teilnehmern den Besuch aller Veranstaltungen erlaubt hätte. So hat auch der Referent nur einen Teil der Vorträge hören können. Ausdrücklich sei bemerkt: wenn im Folgenden nicht alle Referate genauer und ausführlicher charakterisiert werden, so hängt dies damit zusammen, daß für verschiedene Referate weder Niederschriften noch Auszüge zur Verfügung standen. Ein Teil der Referate wird übrigens im zweiten Heft der Zeitschrift erscheinen und damit allen Interessierten zugänglich sein. Vorweg sei betont, daß alle Sektionssitzungen einen erfreulich starken Besuch zeigten. Die regen Diskussionen waren der sinnfällige Ausdruck des

hoch angestauten Interesses für musikwissenschaftliche Fragen und ein Beweis für die brennende Aktualität der Tagung. Bezeichnenderweise standen nicht allzu spezielle Dinge im Vordergrund, sondern die Tendenz zu einer Besinnung auf Grundfragen des Faches beherrschte unverkennbar das Gesamtbild.

In der Sektion I „Ältere Musikgeschichte“ unter der Leitung von Prof. Dr. Rudolf von Ficker (München) gab Dozent Dr. Thrasybulos Georgiades (München) in seinen Ausführungen „Zur altgriechischen Rhythmik“ ein Beispiel für die Bedeutung der Volksliedkunde in bezug auf das Problem der antiken Versschemata, dessen Lösung bisher an dem Hereintragen neuzeitlich-abendländischer Normen und Empfindungsweisen krankte. Der Ref. konnte „eine auffallende Entsprechung einzelner Rhythmen sowie der diesen immanenten Grundhaltung in dem heute noch lebendigen Volkslied des Südostens, vor allem Griechenlands“ feststellen. Er verwies insbesondere auf den „irrationalen“ Fuß der Rhythmiker, der eine Parallele in den Reigenrhythmen ♩. ♩ oder ♩. ♩. ♩ finde. Der letztere Rhythmus trete sehr häufig auf und entspreche den Angaben bei Aristoxenos und anderen Theoretikern in bezug auf den Rhythmus des antiken Reigens; er stimme außerdem mit der Interpretation des Daktylos (— ∪ ∪) durch Dionysios von Halikarnass überein. Georgiades nimmt diesen Rhythmus auch für den Hexameter Homers auf grund der orchestischen Herkunft des homerischen Epos in Anspruch. — Prof. Dr. Rudolf von Ficker trat in seinem Referat „Von der Spätantike zum Mittelalter“ für eine stärkere Beachtung der Strömungen ein, welche von der instrumental bedingten spätrömischen Musikübung ausgingen und sich von Italien aus auf Gallien, Spanien und Irland ausdehnten. Er nimmt hier die „Tradition einer mehrklanglichen Technik“ der „Organa“ (= Instrumente) an, die „im 9. Jahrhundert, vermutlich auf irisch-angelsächsischem Boden zum erstenmal auf den Choral übertragen wird“. Die „Musica Enchiriadis“ sei nicht mit der „Erfindung“ der Mehrstimmigkeit gleichzusetzen, sondern bilde nur „den ersten und bis ins 11. Jahrhundert hinein einzigen Versuch einer lehrhaften Darstellung der neuen Anwendung der uralten instrumentalischen Technik im Rahmen des kultischen Gesanges“. — Dr. Walther Lipphardt (Frankfurt a. M.) sieht „Neue Wege zur Erforschung der linienlosen Neumen“ in der systematischen Untersuchung des Formelmaterials und der entsprechenden Neumierungspraxis. „Erst im Hinblick auf eine bestimmte Formel erhalten die Neumen einen festen Intervallsinn“. Wichtig sei die Erkenntnis der Kadenzformeln (zur Bestimmung der Tonart), die Analyse der formalen Strukturen der Gesänge, die Melodiebildungslehre, zumal der „reciprocitas formularum“ der Differenzenlehre der Tonare, am wichtigsten aber die Klarstellung der antiphonischen Rhythmik. Syllabische Gesänge erforderten den Vortrag in metrischer Skansion. „Motuswechsel“ komme durch Dehnung auf Akzentnote zustande. Bei zweitönigen Neumen sei zwischen zweizeitigen, durch Zusammenziehung gewonnenen und einzeitigen rein melismatischen Zeichen zu unterscheiden. Erstere bestimmten die rhythmische Gestalt der Gesänge. Die nach dieser Methode durchgeführten Übertragungen seien anhand der Tradition kontrollierbar. — Ausgehend von dem ältesten, mit einem Kanonspruch überlieferten Fauxbourdonsatz, der Postcommunio aus

Dufays Missa S. Jacobi sprach Prof. Dr. Heinrich Bessler (Heidelberg) über das Thema „Der Ursprung des Fauxbourdon“. Er zeigte an diesem Beispiel, wie man den „englischen Vollklang“ zwar übernehmen, aber zugleich an der „strengen Kontrapunktaufassung“ festhalten wollte. „Um das Parallelführungsprinzip einzuführen, griff Dufay zur kanonischen Verdopplung einer Stimme“. Quartparallelen erlaubten Ergänzungen zum Sextakkord und Quint-Oktavklang, die in der Postcommunio noch den alten Regeln entsprechend gebraucht werden. „Erst in den folgenden Fauxbourdonstücken ging man zur freieren Sextenbehandlung über... Die Wendung zur Improvisation vollzogen kurz darauf die Engländer, was nochmals eine Vereinfachung zur Folge hatte“. Die Bezeichnung erklärt sich nach Auffassung des Referenten aus dem Gegensatz des Mittelstimmen-Contratenors zum gleichzeitigen bassierenden Bourdon-Contratenor. — Die zweite Sitzung eröffnete Prof. Dr. Walther Gerstenberg (Rostock) mit „Bemerkungen zum Problem des Tempos“. Ausgehend von dem Begriff des Integer valor notarum, der in der mensuralen Epoche dem Musizieren ein „natürliches“, auf den menschlichen Rhythmus bezogenes Grundzeitmaß vorschrieb, fehle es offenbar für die Barockmusik an solchen relativ festen Anhaltspunkten. Es wirke aber im Bereich der kontrapunktisch strukturierten Musik eine „Tradition des Integer valor“ fort, die in den zyklischen Spätwerken J. S. Bachs ihren strengsten Ausdruck finde. „Parallel hiermit geht ein starkes Empfinden für feste Maße bei Tempo-Verschiebungen“, das mit der Lehre von den Proportionen zusammenhänge. Dieser traditionellen Norm lasse sich im Sinne Monteverdis der Begriff eines „secondo tempo“ gegenüberstellen, der im sprachlich-deklamatorischen Element der Musik des Frühbarock wurzele. Im Bereich der Tastenmusik habe das „Toccatische“ ein ähnlich Neues hervortreten lassen. Innerhalb der sittenmäßigen Musik des Barock sei dagegen die „Herkunft vom Schreit- und Springtanz“ tempobestimmend; jedem Tanztypus sei hier eine besondere Tempo-Tradition zugeordnet. So ergäben sich drei Grundtypen des Tempos in der Barockmusik: der objektiv-mensurale, der subjektive des Sprachlich-Affektuosens und der tänzerische. Die mit besonderem Interesse aufgenommenen Darlegungen lösten eine lebhaftere Diskussion aus. — Prof. Dr. Friedrich Gennrich (Frankfurt a. M.) forderte in seinem Referat „Zur Frage der musikalischen Textkritik“ die Gewinnung fester Richtlinien für die musikalisch-philologische Textkritik der mittelalterlichen Melodien. Aufgrund seiner Erfahrungen gab der Vortragende nähere Aufschlüsse und Hinweise auf die hierbei anzuwendenden Methoden. — Dozent Dr. Kurt Gudewill (Kiel) sprach „Zur Frage der Formstrukturen deutscher Liedtenores“ und legte die Ergebnisse einer formaltypologischen Untersuchung von etwa 900 deutschen Liedtenores des 15. und 16. Jahrhunderts vor, welche bei Hofweisen und Volksliedern bezeichnende, den textlichen Gegebenheiten beider Gattungen entsprechende Unterschiede hervortreten ließ. Die Struktur der Hofweisen werde vor allem durch die achtzeilige Barform bestimmt; unter den Volksliedern herrsche dagegen der durchkomponierte Vierzeiler vor. Während die Hofliedtenores fast durchweg Übereinstimmung von Strophen- und Tenorstruktur zeigen, neigen die Volkslied-Tenores „zu Erweiterungsbildungen durch Wiederholung, Verstellung und

Transposition der Zeilen sowie zu motivischer Zergliederung“. Lasse sich also für die Volksliedbearbeitung eine Tendenz zur Umformung der Substanz beobachten, so gelte für die Hoflied-Tenores grundsätzlich und für die Tenores geistlicher Lieder in der Mehrzahl das „Gesetz von der Unantastbarkeit des cantus firmus“. — Dr. Heinrich Sievers (Baddeckenstedt) referierte über das von ihm im Klosterarchiv zu Wienhausen (Celle) aufgefundene „Wienhäuser Liederbuch (1460)“, welches das älteste niederdeutsche Liedmanuskript darstelle. Die Melodien seien z. T. unbekannt, z. T. die ältesten bekannten Fassungen. Die Quelle besitzt 60 lateinische, niederdeutsch-lateinische und niederdeutsche Texte, zu denen 15 Weisen vorhanden sind. Die vorwiegend geistlichen Gedichte gehen auf den Kreis der Brüder und Schwestern vom Gemeinsamen Leben (Thomas von Kempen) zurück und sind älter als die Melodien. Die Publikation des wertvollen Fundes durch den Referenten steht bevor. — Rudolf Quoiika (Pfaffenhofen) berichtete anhand vieler neuer Einzelheiten über die „Deutsche Orgelbaukunst der Spätgotik in Böhmen“. Während in der Hussitenzeit die tschechische Orgelkultur Böhmens zugrunde ging, erlebte die Orgelbaukunst bei den katholisch gebliebenen Deutschen um 1500 eine Hochblüte mit den Zentren Budweis, Neuhaus und Prachatitz, verknüpft mit den Namen angesehener Meister wie Michael Khall, Joachim Rudner, Matthias Birger und Meister Wolfgang aus Budweis. Es liegt hier ein Absenker der süddeutschen Orgelbaukunst mit näherer Beziehung zum Vorbild Arnold Schlicks vor. Der bedeutende Jan von Dubrau, der Orgelbauer Maximilians I. und Hofhaimers, kehrt später in seine Heimat Dubrau bei Prachatitz zurück und gibt 1531 in Kuttenberg ein Orgelgutachten ab. Die deutsch-böhmische Orgelgotik führt weiter zur Renaissanceorgel, die ihre hervorragendsten Vertreter in Mitgliedern der Familie Rudner findet. In der Sektion II „Neuere Musikgeschichte“, die unter Vorsitz von Prof. Dr. Hermann Zenck (Freiburg i. Br.) stand, sprach zunächst Prof. Dr. Rudolf Steglich (Erlangen) über „Das Existenzproblem in Musik und Musikwissenschaft“. Der Vortragende ging aus „von der durch Kierkegaard gekennzeichneten Grundsituation des Lebens“ und zeigte anhand von Beispielen, wie sich nach seiner Auffassung „diese Grundsituation in großen Musikwerken wie im Elementaren des musikalischen Verlaufs ausprägt“. Als dieses Elementare bezeichnete der Ref. „den isolierten rhythmischen Akzent, der die Diskontinuität und Bindungslosigkeit der musikalischen Verläufe bedingt und Ersatzbindungen oder Ersatzordnung notwendig macht“. Der Vortrag führte zu einer lebhaften Diskussion, blieb aber nicht ohne starken Widerspruch. — Dozen in Dr. Anna Amalie A bert behandelte die Beziehungen von „Schauspiel und Opernlibretto im italienischen Barock“. Nach ihrer Auffassung verselbständigt sich das Libretto erst in der venezianischen Oper um 1640 —50, während es vorher die verschiedensten literarischen Gattungen, am meisten die favola pastorale nachgeahmt habe. Tassos „Aminta“ und Guarinis „Pastor fido“ seien als die entscheidenden Vorbilder Rinuccinis und seiner Zeitgenossen anzusehen. Später zeige sich wie im Schauspiel so auch beim Libretto der spanische Einfluß. Hauptexponent dieser Richtung sei G. A. C i c o g n i n i, von dessen vier überlieferten Operntexten zwei auch als Sprechstücke in Prosa vorliegen. Ein Vergleich lasse die Eigengesetze von Schauspiel und Oper heraustreten und zeige die Son-

derart des nunmehr verselbständigten Libretto-Typus. — In seinen „Bemerkungen zur Wiener klassischen Musik“ vertrat Dozent Dr. Thrasybulos Georgiades die Meinung, daß die Wiener klassische Musik von allen Musiksprachen seit 1500 wohl am wenigsten verstanden sei. Sie werde entweder von der Romantik her gesehen und empfunden oder vom Vorangegangenen her betrachtet und dann lediglich als Steigerung der Vorklassik interpretiert. Neuerdings seien ungelöste Fragen von Bedeutung hervorgetreten, vor allem die Frage nach den besonderen materiellen und geistigen Voraussetzungen dieser Musiksprache. Die Arbeiten der Sektion III betrafen die Fächer Musikalische Volks- und Völkerkunde, Vergleichende Musikforschung und Musiksoziologie. Der Leiter der Sektion Prof. Dr. Walter Wiora (Freiburg i. Br.) eröffnete die Vorträge mit grundsätzlichen Ausführungen über Lage und Gegenwartsaufgaben dieser Forschungsgebiete. Deutschland müsse sich auf Themen beschränken bzw. konzentrieren, die seinen gegenwärtigen Arbeitsmöglichkeiten entsprächen. Dazu gehörten die Soziographie des Musiklebens, Heimatkunde, Volksliedaufnahme (Ostflüchtlinge), experimentelle Schallaufnahme, musikalische Kulturgeographie, systematisch-historische Gesellschafts- und Volkskunde. Die eigentliche Aufgabe der Vergleichenden Musikforschung sieht Wiora in der Untersuchung der Übereinstimmungen und Unterschiede großer Stilkomplexe im Dienste der Systematik und Frühgeschichte der Musik. Die Frühgeschichte bedinge eine methodische Koordinierung der Arbeiten über Naturvölker, Orient, Antike, frühchristlichen Gesang, Mittelalter, Volksmusik u. a. Zentrale Forschungsstätten für die einzelnen Fächer seien erforderlich, um die Angleichung an den internationalen Stand der Forschung zu gewährleisten. — Dozent Dr. Heinrich Husmann (Hamburg) sprach über das Thema „Zur Bedeutung der Vergleichenden Musikforschung für die Musikgeschichte“. Anhand von Beispielen beleuchtete der Vortragende den Wert der Vergleichenden Musikwissenschaft für die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte der Musik sowie der mittelalterlichen Musik. — Prof. Dr. Wiora wies in seinem Referat „Zur Lage und Weiterentwicklung der musikalischen Volkskunde“ nach einleitenden Bemerkungen über den Stand der Forschung in anderen Ländern auf deutsche Bemühungen um eine Revision und Weiterbildung der Grundlagen des Faches hin. Wichtig sei vor allem eine Klärung der Grundbegriffe. Gegenstand der Volkskunde sei „die Grundschrift der menschlichen Gesellschaft, die in der Frühzeit das Ganze der Bevölkerung bildet, in Hochkulturen und Herrschaftssystemen durch Oberschichten überbaut wird und im Zeitalter des Sozialismus zu neuer Einebnung neigt“. Ihre vier in fortgesetzter Wandlung und Verschiebung befindlichen Komponenten seien 1. das bleibend Primitive, 2. eigengeprägte Stilgemeinschaften, 3. bewahrtes altes und archaisches Gut, 4. Popularformen der jeweiligen Zeitstile. Das Interesse der Volkskunde gelte der Musik, soweit sie der Grundschrift zugehöre. Aus einer systematisch durchgeführten Typologie der Melodiegestalten ergeben sich anhand von Verbreitungstafeln und vergleichenden Methoden oft überraschende Zusammenhänge und Rückschlüsse in bezug auf ganz verschiedene und zeitlich-räumlich vielfach weit distanzierte Gebiete. Für die Erkenntnis der neuzeitlichen Volksmusik seien außer den traditionellen Faktoren zu beachten die gewandelten Formen und Funktionen

des Volksgesanges sowie die Einwirkungen der Industrialisierung. „Der gegenwärtige Niedergang europäischer Volksmusik und der Einbruch außereuropäischer Stile“, so schloß Wiora, „bedarf wissenschaftlicher Erforschung der Tatsachen und Ursachen. Die Regenerationsbewegungen brauchen anstatt schwärmerischer Utopien ein neues Fundament aus gründlicherer Erkenntnis und tieferen Lebenswurzeln.“ In seinen Ausführungen „Zur Grundlegung der Musiksoziologie“ ging Prof. Dr. Hans Engel (Marburg) auf die gesellschaftliche Bedingtheit einzelner musikalischer Gesellungsformen und Gattungen ein, steckte aber gegenüber dem Soziologismus die Grenzen gesellschaftskundlicher Erklärung der Musik und ihrer Geschichte ab. Ästhetisches Empfinden und Gemeinschaftsempfinden seien grundverschiedene Dinge. — Prof. Dr. Eberhard Preußner (Salzburg) gab in seinem gedankenreichen „Beitrag zur Gesellschaftslehre der Musik von heute“ eine Analyse der heutigen Kulturkrise im Hinblick auf die Rolle der Musik. Der Ref. sieht das musikalische Bildungsideal, die soziale Auffassung der Musikpflege und den musikalischen Historismus des 19. Jahrhunderts als erschüttert an. „Die heute westlich und östlich brodelnde und gärende Gesellschaft“, betonte er, „fordert vom Wissenschaftler und Künstler mehr als nur historische Einstellung, mehr als nur Wunschträume von Renaissance, aber natürlich auch nicht nur primitive Sucht nach Zerstörung alles Alten und jeder Tradition“. Die eigentliche Tat zieme dem Genie, das die Gesellschaft gestalte und überwinde. Überhaupt komme es auf die geistige Einzelpersonlichkeit an, die mehr sei als der einseitig musikalische, der Büchermensch oder der Nützlichkeitsmensch. Der Klärung bedürftig sei „das neue Verhältnis von Landschaftsraum und Musik, die neuartige Musikpflege in den veränderten Städten und auf dem Lande. Die ungewohnte Zusammenballung im deutschen Raum muß, um Katastrophen zu verhindern, geistig und kulturell gelöst werden. Soziales Denken ist dabei ebenso notwendig wie allerhöchstes Verantwortungsgefühl vor den eigentlichen Werten der Kultur der Gegenwart“. In der anschließenden Diskussion wurde besonders auf Mißstände im musikalischen Rundfunk hingewiesen. Aufgrund einer Anregung von Prof. Dr. Engel beschloß die Sektion, der Gesellschaft die Begründung einer musiksoziologischen Kommission vorzuschlagen, die brennende Gegenwartsfragen, z. B. des Rundfunks, vom Standpunkt der Musikwissenschaft behandeln solle.

In den Sitzungen der Sektion IV (Theorie, Ästhetik, Psychologie und Physiologie der Musik), die von Prof. Dr. Albert Wellek (Mainz) geleitet wurden, sprach zunächst Prof. Dr. Hans Engel über das Thema „Wesen und Sinn der Musik“. Engel gab einen Aufriß der Geschichte des Musikbegriffs vom Altertum bis zur Neuzeit, unterzog den Symbolbegriff Arnold Scherings einer Kritik und ging besonders auf jene elementaren Faktoren ein, denen vielfach eine symbolische Bedeutung unterlegt werde, obwohl sie nicht schlechthin als symbolisch aufzufassen seien. — Eng berührten sich damit die Ausführungen von Prof. Dr. Arnold Schmitz (Mainz) „Zum Problem der Tonsymbolik“. Auch Schmitz setzte sich mit Scherings Symbolbegriff auseinander und suchte schärfer zwischen echter und fiktiver Symbolik in der Musik zu differenzieren. — Besonderes Interesse erregte durch seine grundsätzliche Bedeutung das Referat von Prof. Dr. Albert Wellek über „Begriff,



Aufbau und Bedeutung einer systematischen Musikwissenschaft“. Es ist im Rahmen dieses Berichts nicht möglich, auch nur die Grundlinien dieses Vortrags anzudeuten. Da die Veröffentlichung bevorsteht, seien hier nur einige Hauptpunkte festgehalten. Wellek weist der Gehör- bzw. Musikpsychologie innerhalb einer „Systematischen Musikwissenschaft“ eine zentrale Stellung zu, insofern die Psychologie alle übrigen Disziplinen „durchdringt, ohne sie zur Gänze auszumachen“. Die Zeiten der „Psychologie ohne Seele“ (Bewußtseinspsychologie) seien vorüber. Wellek sieht in der Psychologie „das Kernstück der Systematischen Kunstwissenschaften“ und eine wichtige Helferin der Historischen Kunstwissenschaften als psychologische Stilkunde und in bezug auf die Biographik als Charakterologie und Ausdruckskunde. Die physikalische und physiologische Akustik wird als Hilfs- und Voraussetzungswissenschaft aufgefaßt. Musikästhetik und Musikphilosophie werden gleichgesetzt, wenn auch, wie Wellek betonte, unter „Musikphilosophie“ die „oberste Aufgabe der Musikästhetik“ zu verstehen sei, welche „die letzte Sinndeutung der Musik“ betrifft. Eine Systematische Musikwissenschaft schließe ferner die nicht-historische Musiksoziologie und die nicht-angewandte Musikpädagogik in sich ein, während die Vergleichende Musikwissenschaft als Genetische Musikwissenschaft zu gelten habe, bei der sich historische Betrachtungsweisen und Methoden mit psychologischen und allenfalls physiologischen verbinden. Für die sogen. „Musiktheorie“ lehnt Wellek den Begriff der „musikalischen Logik“ ab, da die Gesetze der Ästhetik und Psychologie nicht identisch mit Logik im philosophischen Sinne seien. Endlich wies Wellek den Begriff „Musikbiologie“ mit Entschiedenheit zurück, da er auf einer Verwechslung von Biologie und Psychologie beruhe. — Prof. Dr. Walter W i o r a legte im Rahmen seines Referates „Die wechselseitige Fundierung der Historischen und Systematischen Musikwissenschaft“ den Entwurf einer neuen Systematisierung der Musikwissenschaft vor, der in manchen Punkten mit den Ausführungen von Wellek zusammentraf. — Es sprachen ferner Dr. Hans S a n d i g (Leipzig) über „Differenztöne und Konsonanz“, Dr. Wilhelm D r e y (Köln) über „Die ganzheitliche Methode in der musikalischen Begabungsforschung“, Dr. Michael G e b h a r d t (München) über „Das absolute Gehör im Kindesalter“, Prof. Dr. Siegfried B o r r i s (Berlin) über den „Aufbau einer ganzheitlichen Musikkunde für die Musikerziehung“, Prof. Dr. Erich D o f l e i n über „Leistungen und Aufgaben der Musikwissenschaft für die Musikerziehung“ und Prof. Dr. Eberhard P r e u ß n e r über „Musikbildung und Musikerziehung“. Die Arbeiten der Sektion V (Akustik und verwandte Gebiete) eröffnete der Leiter Dr. Ing. Erich T h i e n h a u s (Hamburg) mit grundsätzlichen Ausführungen über Musik und Technik bzw. Akustik im Rahmen der Musikwissenschaft. Als Akustiker unterstrich er mit Nachdruck die Forderung, daß die Technik stets nur eine Dienerin der Musik sein und keine selbstherrliche Rolle spielen dürfe. Dr. Lothar C r e m e r (München) gab in seinem Referat „Wesen und Wertung des Nachhalls“ wertvolle Hinweise aus seinen raumakustischen Erfahrungen. Dr. Karl T h e o d o r K ü h n (Berlin) sprach über „Intonation und Klangfarbe von Orgelpfeifen“, während Dr. Fred H a m e l (Hamburg) in seinem Referat „Bedeutung und Wandlungen des Stimmtons“ im Anschluß an seine in der „Deutschen Musikkultur“ (1944) veröffentlichte Arbeit die Auf-

merksamkeit erneut auf diesen besonders für die Publikation älterer Musikwerke wichtigen Punkt lenkte. Ein weiteres Referat von Dr. Ing. Thienhaus leitete über zu den Ausführungen von Dipl.-Ing. Eduard Schüller (Hamburg), die mit einer Vorführung des von ihm konstruierten neuen Magnetophons verbunden waren. Geboten wurden Aufnahmen Bachscher Orgelwerke, die Prof. Helmut Walcha auf der kleinen Orgel von S. Jacobi in Lübeck gespielt hatte. Wenn auch der Eindruck zeitweilig durch die unzureichende Netzspannung (ca. 170 anstatt 220 V) beeinträchtigt war, so konnten sich die Anwesenden doch von der geradezu sensationellen Vollkommenheit der Klangwiedergabe leicht überzeugen. Die Konstruktion dieses Gerätes läßt alles Bisherige weit hinter sich und erschließt Möglichkeiten einer mechanisch bewirkten Präsenz des musikalischen Kunstwerks, die man vorher nicht für möglich gehalten hätte. Das Problem der stereophonischen Schallübertragung ist hier — von anderen praktischen Vorzügen des Gerätes zu schweigen — in einer so vollkommenen Weise gelöst worden, daß nur der Wunsch bleibt, das neue Magnetophon möchte recht bald der Musikwissenschaft in Forschung und Lehre überall zur Verfügung stehen — Dr. Cremer schlug als Diskussionsredner im Hinblick auf eine engere Zusammenarbeit zwischen Musikern und Akustikern die Einsetzung eines Ausschusses vor, der die musikalische und physikalische Terminologie aufeinander abstimmen solle. Zu den öffentlichen Veranstaltungen gehörten drei Konzerte, deren Vorbereitung in den Händen von Prof. Dr. Hans Hoffmann (Bielefeld) gelegen hatte. Eine Geistliche Abendmusik in der St. Jakobskirche brachte Orgelwerke von Scheidt, Weckmann und Buxtehude, drei deutsche Konzerte aus Heinrich Schützens „Symphoniae sacrae“ und zwei Solokantaten von Buxtehude. Ausführende waren Franz Keßler (Orgel), Hans Hoffmann (Tenor), Hans Olaf Hudemann (Baß), Anna Amalie Abert und Irmgard Otto (Violinen) sowie Georg Streckfuß (Violoncello). Ein Kammerkonzert, bestritten von Anna Barbara Speckner (Cembalo), Hans Olaf Hudemann (Baß) und Gustav Scheck (Flöte), vermittelte in seiner ersten Hälfte echte Klaviermusik des 16. Jahrhunderts vermischt mit Transskriptionen und Bearbeitungen sowie Frottolen aus der Zeit um 1520, Gesänge von Galilei, Monteverdi u. a., während das übrige Programm Werke von J. S. Bach, darunter die selten aufgeführte Solokantate „Amore traditore“ enthielt. Das abschließende zweite Kammerkonzert, ausgeführt von Gustav Scheck (Flöte), Rose Stein (Harfe) und Emil Seiler (Bratsche), ließ die Moderne mit repräsentativen Werken von Debussy und Hindemith sowie einem neuen Trio von Harald Genzmer zu Worte kommen. Beide Kammerkonzerte fanden starken Beifall. Ein geselliges Treffen vereinte die Teilnehmer noch einmal am Schluß der ereignisreichen Tage. Im Namen der Anwesenden sprach der Referent dem Präsidenten Prof. Dr. Friedrich Blume den Dank für seine hingebungsvolle, zielbewußte und vorbildlich sachliche Arbeit aus mit der Versicherung, daß die Mitglieder der Gesellschaft ihn auch künftig bei der Lösung der schwierigen Aufgaben tatkräftig zu unterstützen bereit seien. Prof. Dr. Blume erwiderte mit Worten des Dankes an die Teilnehmer und besonders alle diejenigen, welche zum Gelingen der Tagung beigetragen hätten.

Die deutsche Musikwissenschaft darf mit Befriedigung auf das unter äußerst schwierigen Verhältnissen Geleistete zurückblicken. Wenn auch bei diesem ersten Anlauf nicht alle Wünsche erfüllt wurden, wenn sich alte Kongreßfehler auch diesmal nicht ganz vermeiden ließen — zeitliche Überlagerung wichtiger Vorträge, zeitlich zu beschränkte Diskussionsmöglichkeiten, einzelne für einen Kongreß ungeeignete Referate —, so steht doch zu hoffen, daß Rothenburg der deutschen Musikwissenschaft das Vertrauen zu sich selbst und die Entschlossenheit zu ernster und strenger Arbeit gestärkt hat. Noch steht mit der gesamten deutschen Wissenschaft auch unser Fach im Schatten einer langjährigen katastrophalen Vergangenheit, aber der Wille zu neuer Leistung ist in Rothenburg offenbar geworden.

### BESPRECHUNGEN

Beekman C. Cannon, Johann Mattheson, *Spectator in Music* (Yale Studies in the History of Music, ed. by Leo Schrade, vol. I), New Haven (Yale University Press), 1947. XVI und 244 Seiten. 3.00 Dollar.

Es gehört unter die merkwürdigsten Versäumnisse, daß die Musikwissenschaft des Landes, das Bach, Händel, Telemann und Mattheson hervorgebracht und seit Spitta ein unendliches Spezialschrifttum über jenes Zeitalter geliefert hat, dem bedeutendsten Kritiker, Ästhetiker, Polemiker, ja Enzyklopädisten der deutschen Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts die längst fällige Würdigung schuldig geblieben ist. Eines der unverständlichsten und unentschuldigsten Versäumnisse, nicht bloß wegen der umfassenden Bedeutung und Wirkung Matthesons in seinem Zeitalter, sondern auch deswegen, weil eine genauere Kenntnis seines Lebenswerkes und seines kultur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhangs für das Verständnis der Musikgeschichte um die Jahre von 1710 bis um 1750 geradezu unerläßlich ist. Man muß für den energischen Vorstoß des Amerikaners Cannon dankbar sein, weil ohne ihn die Aufgabe für die Dauer unlösbar geblieben wäre: ist doch aller Wahrscheinlichkeit nach der gesamte hand-

schriftliche Mattheson-Nachlaß unter die Kriegsverluste der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek zu rechnen, und wieviel von dem einschlägigen Material der Staatsbibliothek Berlin wieder zum Vorschein kommen wird, ist anscheinend noch nicht zu übersehen.

Abgesehen von der brillanten, wie wohl sehr zeitbedingten Charakteristik W. H. Riehls von 1853 und dem Versuch einer Würdigung, den Ludwig Meinardus 1879 unternahm, sind nur in kleineren Aufsätzen von Haberl, Heinrich Schmidt, Torrefranca und Fritz Stege Beiträge zur Mattheson-Forschung geliefert worden. In zahllosen neueren Schriften über das Zeitalter wird Mattheson mehr am Rande oder eingehender behandelt (z. B. in Wöhlkes Berliner Dissertation über Mizler, 1940; H. Chr. Wolfs Kieler Habilitationsschrift über die Hamburger Barockoper, 1942; Irmgard Ottos Berliner Dissertation über die deutsche Musikanschauung des 17. Jahrhunderts, 1937 — vom Bach-Schrifttum ganz zu schweigen), aber eine Monographie ist nie unternommen worden. Die vorliegende Arbeit ist aus einer Dissertation des Verf. über Mattheson an der Yale University hervorgegangen. Mit der Publikation beginnt Leo Schrade wirkungsvoll eine Reihe, die in ihrer Zielsetzung — der Befestigung der Mu-